

Verlag der Buchhandlung

Verlag der Buchhandlung

Deutsche Sprache  
und berufliches Leben

1925

Friedrich Neumann

# Deutsche Sprache und deutsches Leben

Rektoratsrede, gehalten bei der Jahresfeier  
der Georg-August-Universität zu Göttingen  
am 19. Juni 1935



Druck: Dieterichsche Universitäts-Buchdruckerei W. Fr. Kaestner

Meine sehr verehrten Freunde der Universität!  
Hochschullehrer und Studenten!  
Kollegen und Kommilitonen!

Wir Deutschen sind in die nationalsozialistische Aufgabe gestellt, das deutsche Volk als eine innere Lebenseinheit zu gestalten. Wir sollten uns daher immer wieder so entschieden wie möglich sagen, daß wir mit dem Bekenntnis zum deutschen Volke die Aufgabe der Volksgestaltung meinen. Denn mit dem Bekenntnis zum Volke ist uns auf allen Berufsfeldern ein Ziel aufgesteckt. Wir streben danach, daß das zur Wirklichkeit werde, was man als Eigenleben des deutschen Volkes bezeichnen kann. Denn wenn das Deutsche so durchgestaltet ist, daß es aus einem geschichtlichen Erbe heraus in all seinen öffentlichen Lebensformen Eigenprägung zeigt, wird es durch die innere Kraft dieser Eigenprägung seinen Dienst in der Welt erfüllen.

Lassen Sie mich in dieser Stunde einen mir nahe liegenden Bereich des deutschen Lebens herausgreifen, um an ihm unsere Aufgabe zu verdeutlichen. Ich darf Sie bitten, mit mir zu überlegen, welche Bedeutung innerhalb unserer nationalsozialistischen Bauarbeit für das deutsche Sein und Werden die deutsche Sprache hat. Indem ich diese Bitte ausspreche, liegt mir daran, sofort in uns allen das Gefühl zu erwecken, daß der Bereich der Sprache in einem tiefen Sinne ein hervorragend politischer Bereich ist, in dem alle schöpferische Arbeit, die der Gestaltung des Volkes dient, ihren lebendigen Ausdruck finden muß.

Ich weise uns zunächst darauf hin, daß man das Wirken der nationalsozialistischen Bewegung gar nicht von dem umbrechenden Wirken der lebendigen Rede trennen kann. Wohl noch nie in der deutschen Entwicklung ist das gesamte deutsche Geschehen so stark durch die Kraft der Sprache geformt worden, wie wir es erlebt haben und erleben.

Daher wird auch der Kampf um eine neue, eigentümlich deutsche Lebensprägung zu einem nicht geringen Teile auf dem sprachlichen Felde ausgetragen werden.

Von der Bedeutung der Sprache her werden sogar die außenpolitischen Verhältnisse belichtet. Wenn der Ausländer unser deutsches Gesamtwillen verstehen soll, so ist dies Verständnis des Ausländers stark dadurch mitbedingt, daß er sich auf Grund der greifbaren politischen Tatsachen getrieben fühlt, die Gehalte unseres Sprechens wenigstens andeutend durch seine Sprache nachzubilden.

In diesem Zusammenhang erinnere ich an einen vergangenen Zeitraum deutscher Besinnungen, der in seinem Bemühen um deutsches Leben für uns Deutsche eine sehr lebendige Vergangenheit darstellt. Ich meine hier den Zeitraum der großen politischen und gesellschaftlichen Spannungen im späteren 18. und im beginnenden 19. Jahrhundert, den für Deutschland das Durchdringen des friderizianischen Preußens, die napoleonische Machtdehnung und der durch diese Machtdehnung ausgelöste deutsche Freiheitskampf bezeichnen mag. In diesem Zeitraum ist bei uns der Begriff des Volkes als ein deutscher Begriff, der das Leben bei seiner Wurzel faßt, zum ersten Male in einer ersten Form entdeckt worden. In diesem Zeitraum ist damit zugleich der Sinn für das volksmäßige Erbe erwacht, der dem Sinn für Geschichte eine neuartige Lebendigkeit gegeben hat. Diesen ersten Zugang zum deutschen Volke und seiner Geschichte hat man aber damals nicht zum wenigsten von einem neuen Erlebnis der Sprache her gewonnen.

Als ersten Anreger von mittelbarer Wirkung wird man vielleicht Johann Georg Hamann aus Königsberg, den sogenannten „Magus in Norden“, nennen müssen. Bei ihm findet sich im Jahre 1759 der Satz: „In der Sprache jedes Volkes finden wir die Geschichte desselben. Da das Geschenk zu reden, unter die unterscheidenden Vorzüge des Menschen gehört, so wundert mich, daß man noch nicht die Geschichte unsers Geschlechts und unserer Seele von dieser Seite näher zu untersuchen einen Versuch gemacht“<sup>1)</sup>. Für Johann Gottfried Herder, den Ostpreußen aus schlesischer Familie, steht die Besinnung über den Ursprung und den Wert der Sprache am Anfange seines anregenden Schaffens, wofür hier nur seine Preisschrift „Über den Ursprung der Sprache“ vom Jahre 1770 als Beispiel flüchtig erwähnt sei. Das Zusammensehen von Geschichte und Volk und Sprache verstärkt sich,

---

1) An J. G. Lindner, vgl. Johann Georg Hamann, Sibyllinische Blätter des Magus, ausgewählt und eingeleitet von Rudolf Unger, Jena 1905, S. 122.

je mehr das Hinwenden zu diesen drei Lebensbereichen im Unterschiede von der schwärmenden Grundhaltung Herders einen mehr oder minder weltanschaulichen Grundzug erhält. Das gilt für den Johann Gottlieb Fichte der „Reden an die deutsche Nation“ vom Jahre 1808, dies gilt für den Ernst Moritz Arndt des Jahres 1813. Das gilt nicht zuletzt auch für Jakob Grimm, den Schöpfer jener vorbildlichen Grammatik, die das Deutsche von seinem Ursprunge her aus dem Germanischen entwickelt und damit alle geschichtliche Sprachbetrachtung von Rang einleitet. Jakob Grimms gesamtes Schaffen ist ohne die weltanschaulich-politischen Antriebe seiner Jugend nicht zu denken.

Wenn man damals Volk und Sprache so eng aufeinander bezieht, so ist das in der von Herder festgelegten Erkenntnis begründet, daß die Sprache nicht von außen oder von oben oder überhaupt zusätzlich an das menschliche Dasein herangeführt wird, sondern daß die Sprache von dem ursprünglichen Dasein des Menschen nicht getrennt werden kann. Von da aus bildet sich die Überzeugung, daß jede geschichtlich gewordene Sprache nicht nur die innere Geschichte eines Volkes enthält, sondern auch die Möglichkeiten und die Richtungen seines Empfindens, Wollens und Denkens weitgehend bestimmt.

Wir wollen uns das hier, wo wir nicht ins Einzelne zu gehen haben, schlagwortartig an einer Gedankenreihe Ernst Moritz Arndts aufweisen, die in eine Betrachtung über die Unterschiede der Völker (eine Betrachtung des Jahres 1813) hineingehört: „Das Größte und Bedeutendste aber liegt in der Verschiedenheit der Sprachen, weil jede Sprache das äußere Abbild des innersten Gemütes eines Volkes ist, weil sie die Form ist, welche sich von Kind auf des ganzen Menschen, der sie spricht, am gewaltigsten bemeistert, und seinem Geiste und seiner Seele das Gepräge gibt, womit er empfinden, denken, lieben und leben soll: sie ist der erstarrte Geist der vergangenen Geschlechter, den die Lippe auftaut, wie sie die Worte erfäßt“<sup>1)</sup>.

Um die enge Verknüpfung von Volksleben und Sprachleben geschichtlich aufzuzeigen, genügt daran zu erinnern, was uns im Kampf um die Erhaltung deutschen Volkstums der Kampf um die Erhaltung der deutschen Sprache bedeutet. Gleichwohl wollen und dürfen wir nicht daran vorbeigehen, daß wir grade heute die Gefahr sehen, den Begriff eines Volkes im wesentlichen durch die Sprache zu bestimmen oder sogar das Volkstum lediglich aus einer geschichtlich entstandenen Sprachgemein-

1) Vgl. Die Idee des Volkes im Schrifttum der deutschen Bewegung, hrsg. von Paul Kluckhohn, Literarhistorische Bibliothek Bd. 13, Berlin 1934, S. 148.

samkeit abzuleiten<sup>1)</sup>. Man kann dieser Gefahr zu entgehen suchen, indem man bei der Bestimmung eines Volkes zu der Sprachgemeinschaft sein gesamtes geschichtliches Erbe und damit seine ihm eigentümliche Beziehung auf das Rassistische hinzunimmt. Aber wir sollten dabei bedenken, daß ein solches Summieren, so sehr es den wirklichen Bestand behelfsmäßig umgrenzt, niemals die Frage bei der Wurzel faßt, da Sprache und Volk und Rasse von innen her zusammengehören. Eine Antwort auf die Frage, wie denn Sprache und Volk zusammengehören, hat bereits Sichte in einer sehr tiefen Betrachtung seiner berühmten Reden vom Jahre 1808 gegeben, indem er uns zwischen Sprache und Sprache scheiden läßt und uns sogar darin vorsichtig macht, den Begriff Volk in seiner echten und zugleich politischen Bedeutung auf jede Gruppe gemeinsamer Sprache allzu schnell anzuwenden<sup>2)</sup>.

Sichte sucht zu entwickeln, wodurch sich die Deutschen grundlegend von den romanischen Völkern unterscheiden, wobei er ansetzt, daß auch diese romanischen Völker erst durch den weitwirkenden Anstoß der großen germanischen Wanderung entstanden sind. Es ist selbstverständlich, daß er von der damaligen Lage aus den Blick vor allem auf Frankreich gerichtet hält. Er findet im Zusammenhang mit dem älteren deutschen Patriotismus den Unterschied zwischen Deutsch und Romanisch darin, daß die Deutschen von den Germanen her eine „ursprüngliche Sprache“ „ohne Unterbrechung fortgesprochen“ haben. Anders ausgedrückt: Die Deutschen sind nicht nur vom Germanentum ausgegangen, sie sind zugleich auch als Sprecher einer germanischen Sprache durch ihre ganze wechselvolle Geschichte hindurch trotz aller Beeinflussungen von der Fremde her mit einem sprachlichen Urleben verbunden geblieben. Ihre Sprache hat dauernd ihre sinnbildliche Kraft behalten und bleibt daher zum schöpferischen Ausdruck befähigt. Ganz anders liegt es nach Sichte dort, wo eine fremde Sprache übernommen wird, die in einer fremden Geschichte von einem eigenen Ursprunge her bereits durchgebildet ist. Sein Blick richtet sich damit auf die neulateinisch-romanischen Sprachen und ihr Verhältnis zum alten Latein. Hier wird, um Wendungen Sichtes zu gebrauchen, eine fremde Sprache durch Abbrechung des alten Anschauungskreises von ihrer lebendigen Wurzel abgetrennt. Eine solche gleichsam von oben aufgesetzte Sprache muß daher als An-

1) Vgl. etwa die Erörterungen, die um die 1. Auflage des volkswissenschaftlichen Buches von Georg Schmidt-Rohr, Die Sprache als Bildnerin des Volkes (Jena 1932) entstanden sind.

2) Wir brauchen uns nicht für das Einzelne mit Vorstellungen Sichtes aufzuhalten, die zu einem Teil durch die Forschung überholt sind.

lage in sich tragen, ein verhältnismäßig unsinnliches und künstliches Gebilde gesellschaftlicher Übereinkunft zu bleiben. Und diese Art Kunstsprache ist nicht so sehr geeignet, ursprüngliche Verhältnisse auszudrücken als vielmehr verstandesmäßig bestimmte Begriffe im spielenden Widerstreit gegeneinander abzusetzen.

Was Fichte gesehen hat, legt er an den drei wortmäßigen Begriffsklängen der „Humanität“, der „Popularität“ und der „Liberalität“ dar, von denen er meint, daß sie auch von den neulateinischen Völkern „ohne gelehrte Ergründung des Altertums und seiner wirklichen Sprache“ in ihren Wurzeln ebensowenig verstanden würden wie von den Deutschen. Fichte sagt sogar mit einem übertreibenden Ausdruck von den neulateinischen Sprachen, daß sie sich nur auf der Oberfläche regen, in der Wurzel aber tot seien, wobei er für diese Sprachen den Einstrom eines ursprungnahen lateinischen Sprachlebens stark unterschätzt.

Wir wollen uns nicht an einzelnen Wendungen Fichtes stoßen. Für uns ist entscheidend, welchen Bestand er aufdeckt, und nicht, wie er diesen Bestand beschreibt. Auf der einen Seite finden wir vollentwickelte Sprache, die durch ihre Geschichte hindurch mit dem Urzustand eines versinnlichenden, anschaulichen Sprechens ununterbrochen verbunden ist oder verbunden bleiben kann, so daß dies Sprechen, da wo es seine ursprüngliche Kraft erweist, immer etwas von einer unmittelbaren Erfahrung an sich trägt. Auf der anderen Seite finden wir vollentwickelte Sprache, die durch ihre Entstehung von Beginn an so sehr als Kunstsprache wirkt, daß sie in gesellschaftlich verbindlichen Begriffsbestimmungen ihre eigentliche Leistungsfähigkeit zeigt. Und Fichte wird recht haben, wenn er andeutet, daß die zweite Grundart des Sprechens leicht dazu führt, gebildete Stände (und das meint hier: literarisch oder gesellschaftlich Geschulte) von der Allgemeinheit zu scheiden, wodurch sodann geistige Bildung und volkliches Leben ihren Gang für sich gehn.

Für Fichte ist nicht Sprache gleich Sprache, wenn man bei der Beurteilung der Sprachen von ihrer sinnbildlichen, ursprünglichen Kraft des Sprechens ausgeht. Fast mit Notwendigkeit muß er zu dem Ergebnis fortschreiten, daß nicht alle sogenannten Völker in gleicher Weise Volk sind. In dem damaligen philosophischen Zeitalter, das sein Denken zu hoch oberhalb der geschichtlichen Wirklichkeit ansetzt, wird es allerdings der Sprechweise Fichtes schwer, das leibhaftige Dasein des Volkes greifbar zu machen. Trotzdem wollen wir versuchen, mit Wendungen, die ihm möglichst gemäß sind, seine Ansicht zu umschreiben, weil sie uns fördern wird. Die Deutschen, soweit sie Volk der lebendigen Sprache sind, gelten ihm als „ein Urvolk, das Volk schlechtweg“, wobei er an die

Herkunft des Wortes „Deutsch“ erinnert, das grade mit Richtung auf die Sprache das Volkliche im Unterschied vom Akademisch-Mittellateinischen zu bezeichnen hatte<sup>1)</sup>. Volk ist ihm das natürliche und von sich selbst durchdrungene Ganze eines ursprünglichen Zusammenlebens, das durch ein in ihm angelegtes Gesetz der Entwicklung in der Abfolge der Geschlechter zusammengehalten wird und so in dauernder fortschreitender Bewegung seine Schöpferkraft erweist. Volk wird in diesem Sinne für den Einzelnen als seine sichtbare und versinnlichte Ewigkeit angesprochen. Daraus läßt sich eine Folgerung ziehen. Überall wo man nicht aus dem wahrhaft vorhandenen Zusammenhang der Geschlechter auf eine fortdauernde Verewigung hin lebt und überall wo man mit einer abgeleiteten Sprache eine Bildung oder eine Kultur oberhalb eines ursprünglichen Lebensganzen gesellschaftlich entwickelt, da kann es Volk nur im Ansatz oder nur als unausgebildete Möglichkeit geben.

Die Einheit des Volkes, wie sie von Sichte beschrieben wird, schwebt noch in einem halbgeschichtlichen Raume zwischen Wunsch und Wirklichkeit. Daher bleibt er in einer sehr allgemeinen Beschreibung des Volksganzen, wenn er sagen will, wodurch denn das Deutsche gekennzeichnet werde. Wir wollen uns an das halten, was Sichte richtig und neu gesehn hat. Das Wort Volk konnte damals wie noch heute in unbestimmter Weise die sogenannten Völker und das sogenannte gemeine Volk bezeichnen. Sichte hat mit diesem Worte das in sich gebundene Ganze eines Geschlechterzusammenhangs gegriffen, dem als göttliches Gesetz eine eigene Bewegungsrichtung zugehört. Er hat alles ursprüngliche Sprechen, bei dem die volle Anschaulichkeit des Ausdrucks erfordert wird, dieser Volkswelt zuerteilt. Damit ist zugleich abschließend verdeutlicht, daß er die echte Einheit des Volks nicht unbesehn von der äußerlichen Sprachgemeinschaft her bestimmt. Er hat vielmehr echtes Volkstum und ursprüngliches Sprechen aufeinander bezogen. Er hat damit in bedrohter Zeit zu der Frage angeregt, welches Sprechen denn ein ursprüngliches Sprechen und welches Volk denn ein wirkliches Volk sei. Ich brauche kaum hinzufügen, daß diese Frage auch für uns noch hochwichtig ist.

Im Vorgriff auf Späteres dürfen wir nunmehr überlegen, was aus Sichtes Sätzen wird, wenn wir sie einer geschichtlichen Betrachtung der deutschen Sprache einordnen. Das Deutsche hat aus dem Germanischen heraus in abendländisch europäischen Zusammenhängen seinen

---

1) Vgl. Fr. Kluge, Etymologisches Wörterbuch, 11. Auflage 1934, S. 102. Dort Literatur.

geschichtlichen Gang angetreten. Wir wollen für das Deutsche vor aller Sonderbetrachtung zwei allgemeine Erkenntnisse entwickeln, um später zielstrebig vorwärts gehn zu können. Die erste Erkenntnis: Das Deutsche wird jedesmal im Verlaufe seiner Geschichte um so weiter von der Grundart einer unmittelbaren Erfahrungssprache abrücken, je stärker es in seiner äußeren und inneren Form romanisiert oder humanisiert ist. Die zweite Erkenntnis, die mit der ersten Erkenntnis zusammenhängt: Die Ursprünglichkeit der deutschen Sprache hängt wesentlich davon ab, wie weit in ihr von ihrem Ursprung her ein germanisch-nordischer Grundzug geblieben ist. Wir dürfen an dieser Stelle nicht ausweichen. Die deutsche Sprache als Ganzes und das deutsche Volk als Ganzes können bei aller Spannungsweite ein ursprüngliches Eigenleben nur dann behalten oder gewinnen, wenn in ihnen das germanische Erbe nicht nur schöpferisch bleibt, sondern die Richtung des Lebens entscheidend mitbestimmt. In früheren Jahrhunderten konnte sich viel unbekanntes Leben im Dunkeln und Abseitigen erhalten. Wer in der geschichtlichen Helle der Gegenwart das Germanische im Deutschen übersieht oder zudeckt oder gar hemmt, nimmt dem Deutschen seine Eigenkraft. Er muß das Deutsche verkennen oder in ein Chaos von Möglichkeiten verwandeln, womit er zur Unzeit die Qual deutscher Geschichte wiederholt<sup>1)</sup>.

Von dieser Erkenntnis her fällt auch ein Licht auf die nationalsozialistische Arbeit der Volksgestaltung. Es ist nicht Willkür oder Voreingenommenheit, wenn diese Arbeit durch die Besinnung auf unmittelbares Leben, durch die Besinnung auf die angestammte Art und durch das Bekenntnis zum nordischen Rassenstil bestimmt wird. Wir brauchen in diesem Zusammenhang nicht eine unwirkliche Germanenromantik abzulehnen, weil sie uns nicht bedroht hat. Aber indem wir das Germanische in unserer Geschichte suchen und anerkennen, beziehen wir uns auf die ursprüngliche Kraft unseres deutschen Gesamtlebens, die uns allein über alle Spannungen hinweg zur Einheit zusammenschließt. Sichte hatte eine richtige Witterung, wenn er den umfassenden politischen Begriff des Volkes mit dem Begriff des Deutschen verband. Denn Volk als die geschichtliche Einheit eines Geschlechterverbandes, von der ein

---

1) Es hat einen weltanschaulichen Grund, wenn die Wissenschaft vom Deutschen als deutsche Philologie zugleich germanische Philologie sein muß. Und auch das hatte einen weltanschaulichen Grund, wenn in den Tagen Jakob Grimms deutsche Sprachforscher, deutsche Rechtshistoriker und deutsche politische Historiker zu Germanistenversammlungen zusammentraten.

öffentliches Gesamtdasein getragen wird, das hat es zwar im Wortsinne noch nicht in altgermanischer Zeit gegeben. Aber Volk ist auf Grund germanischer Anlage eine hervorragend germanische und zwar eine hervorragend germanisch-deutsche Gegebenheit, wie denn auch das Wort Volk nur schwer in andere Sprachen übersetzt werden kann. Gerade an dem Worte Volk läßt sich zeigen, daß wir kraft unsrer Sprache durch alle Spannungen unserer Geschichte hindurch bis zum germanischen Ursprung des deutschen Lebens zurück können.

Nachdem wir uns den Blick dafür gestärkt haben, wieviel das Sprachliche für die deutsche Entwicklung bedeutet, wollen wir uns in einigen kurz befristeten Ausblicken die Geschichte der deutschen Sprache ansehen. Daß es bei skizzenhaften Andeutungen bleiben muß, liegt nicht nur an der Kürze der Zeit, die zu einem Vortrag gehört. Eine wirkliche Geschichte der deutschen Sprache läßt sich noch nicht aus unserer bisherigen Forschung herausziehen. Wir stehen da vor einer Forschungsarbeit, die grade heute ganz neue Sichtmöglichkeiten erfordert. Immerhin soll auch unsere kurze Fahrt unseren Erfahrungsbereich erweitern und unser Sprachempfinden fördern<sup>1)</sup>.

Wir begeben uns zunächst in die Zeit, in der sich das Deutsche innerhalb des germanischen Gesamttraumes als unbestimmte Einheit gegenüber der mittellateinischen Hochsprache herauszuheben beginnt. Dies Deutsch können wir als Wortschatz frühestens um das Jahr 750 und als Satzsprache frühestens um das Jahr 800 greifen. Wir sind selbstverständlich für diese Zeit auf das Schrifttum angewiesen. Mit der Schrift hat denn auch die Gesamtentwicklung des Deutschen immer viel, sehr oft sogar allzuviel zu tun gehabt. Wir wollen etwas von der Eigenart dieser alten deutschen Sprache erfassen und zwar vor allem auch von einem germanischen Standort aus.

Wenn wir bei dieser unserer flüchtigen Fahrt etwas Entscheidendes sehen wollen, müssen wir Spracherscheinungen aufsuchen, die die Sprache als Ganzes in Bewegung zeigen. Dabei ist eine Beurteilung des damaligen Zustandes schwierig, weil wir das Deutsche nur in einem kleinen und sprunghaft auftretenden Schrifttum der Klosterschule, des gelehrten Ordens, der frühen akademischen Bemühung kennen lernen.

---

1) Daß dieser abkürzende Weg durch die Geschichte der deutschen Sprache an den Weg durch die Geschichte der deutschen Dichtung erinnern soll, den wir vor zwei Jahren bei der Jahresfeier der Universität gegangen sind, darf ich nebenbei bemerken. Vgl. Friedrich Neumann, Deutsche Dichtung und deutsche Wirklichkeit, Göttinger Akademische Reden 1, 1933. Mitteilungen des Universitätsbundes Göttingen, Jahrgang 15, Heft 1.

Was sich im Leben dieser altdeutschen Zeit an innerer sprachlicher Wandlung abspielt, davon haben wir für die Zeit der Karolinger, der Ottonen, ja selbst noch der Salier keine ganz klare Vorstellung. Neben dem deutschen Schrifttum dieser Zeit breitet sich ein viel reicheres mittellateinisches Schrifttum aus, das im wesentlichen mittelalterlich humanistisches Schrifttum sein muß.

Indem wir versuchen, das Ganze dieser altdeutschen Sprache ins Blickfeld zu bekommen, setzen wir zunächst beim Vers an. Die rhytmische Bewegung des Verses hat sich etwa während des 9. Jahrhunderts in bezeichnender Weise gewandelt. Für den ursprünglichen Zustand nenne ich zwei rhytmisch gleich gebaute Verspaare des Hildebrandsliedes:

- 1 Hildebrand und Hadubrand  
zwischen zwei Heeren (Völkern)  
Hiltibrant enti Hádubrant  
untar hériun tuém,
- 2 Wenn du mir einen (deines Geschlechtes) nennst,  
ich mir die andren kenne.  
ibu dû mí énan ságês,  
ik mí dê ódre uuét.

Die Einzelverse dieser Verspaare sind sprachliche Viertakter. Diese Versart ist nahezu die Grundart des deutschen Verses bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts geblieben. Man kann sagen: bis zum Beginn der humanistisch deutschen Poesie im Anfang des 17. Jahrhunderts. Aber dieser ursprüngliche germanisch-deutsche Viertakter, wie wir ihn eben gehört haben, ist nicht nur ein Vers ohne Endreim. Er ist auch lediglich auf zwei Starkhebungen gestellt und damit in zwei sprachliche Doppeltakte gegliedert. Darüber hinaus sind diese Doppeltakte nicht Vers für Vers in gleichförmiger ausgewogener Weise mit Sprachstoff gefüllt. Auftakte können fehlen oder gar in Silbenreihen anrollen. Eine einzige Schwertsilbe kann einen ganzen Doppeltakt füllen, es kann sich auch eine Starkhebung mit abgestuften Senkungsilben zusammenschließen. Die Ausdruckskraft des abgestuften Akzents, wie ihn die betonte Prosa deutscher oder überhaupt germanischer Prägung hat, ist in diesen Vers aufgenommen. So hat jeder Vers bei aller Eingliederung in das Ganze seine Eigenart, indem er mit der lebendigen Folge des sprachlichen Ausdrucks eine Einheit bildet.

Auch für den neuen Zustand, der sich im 9. Jahrhundert bildet, nenne ich zwei rhytmisch gleichgebauete Verspaare aus dem Evangelienbuch des Mönches Otfried von Weisenburg:

Lúdwig der Kühne

mit Weistum begabt

Er das Ostreich lenkt

wie es einem Frankenkönig zukommt.

Lúdwig ther snéllo

thes wísdüames fólló

er óstarríchi ríhtet ál

so Fránkòno kúning scál.

In diesem neuen Vers trägt der Viertakter nicht nur am Schluß eine klingende Reimsilbe. Er ist auch deutlich ein Vierheber. Zwar kann sich immer noch jeder Vers zu einem Eigengebilde entfalten. So kann noch der Auftakt fehlen, so können sich noch die Hebungen nach dem Satzinn abtufen, Senkungen lassen sich ausparen. Aber die Richtung auf das gleichförmige Auf und Ab einer Klangbewegung, in der die Klangkurve des sinnbetonten Prosasatzes verschwinden kann, ist vor-gezeichnet. Der germanisch-deutsche Vers hat sich an den mittelmee-risch-abendländischen Vers angenähert. Von der Verskunst her ausgedrückt: Durch die gleichförmigere Bewegung des romanischen Hymnenverses ist die selbständigere Bewegung des älteren germanisch-deutschen Verses so-wweit beeinflusst worden, daß eine neue deutsche Versart entsteht.

Auch im Bedeutungsgefüge der Sprache und ihrer Gesamtgliederung haben sich damals Wandlungen und Entwicklungen vollzogen oder vor-bereitet. Wenn wir das genauer erkennen wollen, müssen wir uns die ursprüngliche Eigenart germanischen Sprechens zu verdeut-lichen suchen. Das können wir bis zu einem gewissen Grade, indem wir uns an die mittelalterliche Sprache des skandinavischen Nordens und zwar vor allem an die altisländischen Aufzeichnungen des Mittelalters halten<sup>1)</sup>.

Der ursprüngliche Sprachstil des Germanischen ist in betonter Weise ein Wirklichkeitsstil oder Erfahrungsstil. Die hier gewählte Stilbezeichnung gilt für den Gesamtstil. Man darf dabei nicht an einen Begriff neuzeitlicher Aesthetik wie den der naturalistischen Beschreibung denken, der dann etwa in Spannung zum Begriff einer mehr idealisie-renden Wiedergabe steht. Das sind Bezeichnungen für Darstellungs-formen, die im wesentlichen am neulateinisch romanischen Schrifttum ge-wonnen sind. Alle diese reichlich flachen aesthetischen Begriffe sind für die Erkenntnis germanischer Schöpfungen und auch eigengeprägter deutscher Schöpfungen wenig brauchbar. Im germanischen Erfahrungsstil ist zu-

1) Warum das möglich ist, braucht hier nicht erörtert zu werden.

dem die Neigung gering, Seelisches oder Wahrnehmbares naturalistisch abzuschildern. Die germanische Sprechweise ist eine sehr andeutende Sprechweise, grade weil sie das Geschehn in seiner Dichte geben will. Darum hat gegenüber aller Art von Umweltschilderung die bezeichnende Rede den Vorrang. Zu diesem Stile gehört auch, daß die ethischen Begriffe durchaus Erfahrungsbegriffe sind. Hier steht nicht ein ethisches System am Anfang. Sondern da gibt es etwa den Besonnenen, den Klugen, den Listigen, den Kräftigen, den Kühnen, den Tölpischen, den Großsinnigen, den Kleinsinnigen, und zwar alle in den Abshattungen, die zum Leben, wie es nun einmal abläuft, gehören. Man wird jetzt verstehen, daß auch der ursprüngliche germanische Vers in dieser Stileinheit seine Stelle hat. Nicht minder gilt das für den germanischen Satzbau. Die germanischen Sätze haben ihre Gliederung. Aber sie sind nicht ineinandergetürmt, sondern aneinandergesügt, Erfahrungssätze im Erfahrungszusammenhang. Aus all dem wird man erfassen, daß das Germanische wirklich einen Stil hat, eine bezeichnende Art sich auszudrücken. Nur darum konnte es im Deutschen als eine Wirklichkeit oder mindestens als eine dauernde Möglichkeit bleiben.

Von diesem allgemeinen germanischen Sprachstil sehen wir nunmehr zu dem hinüber, was sich in der frühdeutschen Schriftsprache ausbildet. Diese frühdeutsche Schriftsprache entfaltet sich aus ihren germanisch deutschen Möglichkeiten heraus an dem spätantiken und zugleich christlichen Denken und Sprechen, das aus der mittellateinischen Sprache lebt. Die Entwicklung zeigt sich zunächst und vor allem im Wortschatz der deutschen Sprache. Jetzt werden Geistiges, Seelisches und Körperliches auseinandergegliedert. Die seelische Welt und die Erscheinungswelt werden systematischer in ihre Eigenschaften aufgeteilt, und die Eigenschaften werden dann stärker als früher zu abstrakten Begriffen aufgehöhht. Man versucht sich an einem System der Tugenden und Laster. Das Leben kann dualistisch auf typische Gegensatzpaare gestellt werden, die spätantike und christliche Scheidungen dem deutschen Ausdruck vermitteln: hier der Weise, dort der Tor und ganz allgemein hier das was dem Übersinnlichen zugeordnet, dort das was dem Irdischen verhaftet ist. Neben diesen Bedeutungswandlungen, die an einem germanischen Gehalt ansetzen, entstehen auch neue Worte. Das Wort „Gewissen“ etwa taucht erst um das Jahr 1000 für uns auf, um lateinisch „conscientia“ (das religiöse Bewußtsein für Recht und Unrecht) wiederzugeben.

Dies frühe Schriftdeutsch ist sehr stark eine Art Übersetzungssprache, die sich an ein Vorbild hält. Und diese Beobachtung des Vorbildes richtet sich nicht nur auf den Wortschatz, sondern auch auf die Satz-

fügung und die Ausbildung der Satzmittel, ohne daß damit bei wirklichen Sprachleistungen die deutsche Prägung fehlt. Wenn man die Grundrichtung dieses geschichtlichen Vorgangs angeben will, dann kann man etwa sagen: Eine germanisch deutsche Sprache, die im Ganzen als Sprechsprache erwachsen war, bildet sich in eine verbindliche Schreibsprache um, die weitgehend auf Möglichkeiten des mittelmeerisch-abendländischen Sprechens durchgearbeitet ist. Es bereitet sich hier im Sprachlichen der Eintritt des Deutschen in die abendländische Welt vor. Frage ist nur, ob sich das Deutsche von seinem Ursprung her soviel Eigenwüchsigkeit bewahrt, daß seine Erbkräfte, die aus diesem Ursprunge stammen, stilformend wirken können. Es ist zugleich die Frage, die wir von der Gegenwart aus an die verschiedenen Zeiträume der deutschen Geschichte stellen.

Wir begeben uns in die frühe Stauferzeit, in die Zeit etwa von 1100 bis 1175. Da haben wir deutsche Dichtersprache in einer langsam wachsenden Fülle. Es ist erstaunlich, wie stark sich immer noch diese Sprache trotz aller geistlich gelehrten Beziehungen vom romanisch mittellateinischen Sprechstil absetzt. Diese Sprache hat eine deutsche Breite, die es ihr versagt, den schnellen Schritt der schlanken lateinischen Hymnensprache wiederzugeben. Der viertaktige Vers ist nicht nur in der Hebungsabstufung, sondern auch als ganzes Klanggebilde viel abwandlungsreicher gebaut, als man nach den enger gesetzten Reimversen der frühen Zeit wie etwa den Versen Otfrieds erwarten sollte. Und in der frühen Liebeslyrik finden wir eine verschlossene eigenschaftsarme Sprache, die sich einem andeutenden Erfahrungsstil germanischer Prägung verwandt zeigt.

Ohne Erläuterung bringe ich als Beispiel eine Strophe des Kürenbergers, eines ritterlichen Sängers, der um das Jahr 1160 in Österreich gedichtet hat. Hier wird jeder der vier gleichtaktigen Doppelverse in eigener Weise mit Sprachstoff ausgefüllt:

|                            |                                   |
|----------------------------|-----------------------------------|
| Nu brinc mir hêr vil bálde | mîn rós, mîn ísengewánt,          |
| wan ich muoz eíner froúwèn | rùmèn diu lánt.                   |
| diu wil mich dês betwíngèn | daz ich ir hólts sî.              |
| si muóz der mîner mînnè    | íemer dárbede sîn <sup>1)</sup> . |

1) Nun bring mir her gar schnell  
Denn ich muß einer Frauen  
Die will mich dazu zwingen,  
Sie wird meiner Minne

mein Roß, mein Eisengewand.  
räumen das Land.  
daß ich ihr hold sei.  
für immer darbed sein.

Man glaubt in solchen Versen viel Möglichkeiten zu einer eigengearteten deutschen Sprachentfaltung zu spüren. Da wird die Entwicklung mit dem ausgehenden 12. Jahrhundert nach der romanisch westlichen Ritterkunst hin verhältnismäßig schnell in die Höhe gerissen. Dieser mittelhochdeutschen Rittersprache, in der die große Kunst um das Jahr 1200 geschaffen ist, gilt unser nächster Ausblick.

Diese Rittersprache bleibt in gewissen Zügen der mundartlich gewachsenen Sprache nahe, weil sie als Schriftsprache eine Sprechsprache ist. Auch haben wir zu bedenken, daß die romanisch westliche Rittersprache nordfranzösischer oder provenzalischer Art ein spannungsreicheres Sprachleben zeigt, als man nach dem klassizistischen Französisch der neueren Zeiten erwarten kann. Aber diese mittelhochdeutsche Rittersprache verleugnet nicht, daß sie das Abgewogene und das Geregelte, daß sie die gesellschaftliche Darstellung will. So werden denn auch die Verse regelmäßiger, ihre Sprachhebungen werden auf den gleichen Wert gesetzt. Man höre etwa nur eine bekannte Strophe Walthers von der Vogelweide, die sich in zwei Versgruppen gliedert, die selbst wiederum gegliedert sind:

Tiusche mán sint wól gezógen,  
 réhte als éngel sint diu wíp getán.  
 Swér si schíldet, dérst betrógen:  
 ích enkán sîn ánders níht verstán.<sup>1)</sup>  
 Túgent und reíne mínne  
 swér die suóchen wíl,  
 dér sol kómen in únsér lánt: da ist wúnne víl:  
 lánge müeze ich lében dar ínne!<sup>1)</sup>

Man würde die Außenseite der mittelhochdeutschen Rittersprache fassen, wenn man über den Vers hinaus nur auf ritterliche Lehnworte und Lehnbegriffe achten wollte. Das Entscheidende befindet sich dahinter.

1)

Deutsche Männer sind gut gezogen,  
 recht wie Engel sind die Frauen.  
 wer sie schilt, der ist verblendet,  
 anders weiß ich nicht ihn zu verstehn.  
 Tüchtigkeit und echte Liebe,  
 wer die suchen wird,  
 der komme in unser Land: da ist des Besten viel.  
 Lange möge ich leben drin.

Da wird irdisches Leben durch die Sprache in das Übersinnliche gehoben, wie es durch die Leistung der Minnesprache für das Liebesleben geschieht. Da entwickelt sich die Freude an der sprachlichen Übertreibung, die Freude am dialektischen Spiel und schließlich auch im Ansatz das Streben nach naturalistischer Schilderung. Da versucht man sich aus den mittellateinischen Zusammenhängen heraus an dem aufgesetzten Zierstil einer „geblünten“ Rede.

Die wirklich stilschaffenden Leistungen der Zeit zeigen trotz ihrer Beziehung auf dasselbe ritterliche Weltbild eine überraschend verschiedene Sprechweise und deuten damit auch ihrerseits die Spannungen an, die zum deutschen Werden gehören. Wir haben den verhältnismäßig schlichten Sprechstil des Bodenseeealemannen Hartmann von Aue. Wir haben die fast humanistische Ziersprache des Elsässers Gottfried mit ihrer Neigung zu Wortspiel und Gedankenspiel. Wir haben die handwerkliche Schlichtheit des österreichischen Nibelungenliedes. Seine Sprache hält sich entsprechend dem heimischen Stoff von der Sprache der phantastischen Romane fern und bewegt sich auf eine deutsch-germanische Erzählweise hin. Wir haben endlich die eigenwillige Sprache Wolframs von Eschenbach, der nördlich der Donau nach dem Mainfränkischen hin zu Hause ist. Bei ihm sind alle Mittel der damaligen Sprache ins Persönliche gesteigert. Weder sein Vers noch sein Satzbau lassen sich durch eine enge Regel festlegen. Kühn bildet er Sätze aus der anschauenden Erfahrung heraus. Die Möglichkeiten, die unserer Sprache durch germanische Herkunft und mittelalterlichen Einstrom gegeben sind, findet man grade bei ihm in eigener Weise vereint.

Mit der mittelhochdeutschen Rittersprache scheinen zunächst wichtige Entwicklungsrichtungen unseres Sprechens vorgezeichnet zu sein. Aber diese Sprache als Ganzes ist verhältnismäßig schnell verklungen, als neue politische und wirtschaftliche Wirklichkeiten das Leben im Laufe des 13. Jahrhunderts umgestalten. Die deutsche Sprache, durch die in zunehmendem Maße das deutsche Sprechen des späteren Mittelalters bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts bestimmt wird, stammt nicht unmittelbar aus der mittelhochdeutschen Rittersprache, soviel sie auch von ihr zehren mag. Sie geht bis zu einem gewissen Grade an die Sprachrichtung heran, die wir in der althochdeutschen Klostersprache kennen gelernt haben. So sind denn auch die wirklich einflussreichen Sprecher und Schreiber von nun an die Volksprediger, die Verfasser der Rechtsbücher, die mystisch-theologischen Lehrer, die Ordner der Amtssprache und schließlich in der zweiten Hälfte dieses Zeitraumes, von den gelehrten Kanzlisten nicht scharf getrennt, die

deutsch-humanistischen Übersetzer, die an die neulateinische Welt der Italiener des 14. und 15. Jahrhunderts herangehn. Es ist kaum möglich, von der Sprache dieses weiten Zeitraumes hier zureichende Vorstellungen zu erwecken: etwa von der derb zufassenden Sprechkunst der Prediger, von der sicheren Gebrauchssprache der Rechtsbücher, von dem neudeutschen Begriffsreichtum in der erziehenden mystischen Rede, von der handwerklich tüchtigen Kunstprosa der Kanzlisten und Übersetzer. Es ist zudem mit der Aufzählung dieser Sprecharten nicht genug.

Wählen wir zur Beurteilung dieses Zeitraumes einen Standort in der Zeit um 1500, so finden wir etwa folgendes: Die Sprache dieses Zeitraums enthält mancherlei Ansätze zu einer eigenwüchsigen deutschen Gebrauchssprache. Im ganzen aber vermag diese Sprache nicht zu verleugnen, daß sie eine Übersetzungs- und Umsetzungsprache ist, die sich an ältere deutsche Sprachzustände oder an mittelalterlich Lateinisches oder an mittelalterlich Romanisches verschiedener Stufen anlehnt. Daher erklärt sich, daß ihr die Möglichkeit des lebendigen Zugriffs fehlt und sie unsicher und schwankend bleibt, wie sich in ihr das Rührende und Rohe merkwürdig mischen können. Auch nach der großen umstürzenden Erregung am Anfang des 16. Jahrhunderts wächst aus diesem Deutsch trotz gelegentlicher Aufschwünge nichts entscheidend Neues heraus. Der altdeutsche Vers ist auch bei Hans Sachs ein hölzernes Gebilde geworden, so sehr durch Silbenzählung geregelt, daß sich der natürliche Sprachakzent nicht immer durchsetzen kann. Und ein Sprachtalent wie der südwestdeutsche Johann Fischart, der um 1590 stirbt, bleibt auf das Ganze gesehen ohne Sprachleistung, weil die deutschen Sprachmöglichkeiten für ihn wie ein großer Warenhaufen daliegen.

Aber wir müssen noch einmal einen Schritt zurück. Im Jahre 1534 lag Martin Luthers Bibelübersetzung vollendet im Druck vor. Luthers Bibelsprache ist mit der Sprache mittelalterlicher Bibelübersetzungen verbunden. Sie ist nicht losgelöst von der Sprache der mystischen Predigt und des mystischen Erbauungsbuches. Sie ist ferner bezogen auf die Sprechkunst spätmittelalterlicher Amtssprache. Aber nicht darauf kommt es an, sondern auf ihren Gesamtklang. Friedrich Nietzsche hat mit einer ihm eigenen Übertreibung von seiner Zeit aus gesagt: „Gegen Luthers Bibel gehalten ist fast alles Übrige nur „Literatur“ — ein Ding, das nicht in Deutschland gewachsen ist und darum auch nicht in deutsche Herzen hinein wuchs und wächst: wie es die Bibel getan hat“<sup>1)</sup>. Nietzsche hat mit seinem Satz das Geheimnis dieser

1) „Jenseits von Gut und Böse“ (1885/86) Nr. 247.

Sprache angedeutet. So viel Mittel diese Sprache benutzt und so sehr sie Übersetzungssprache bleibt, sie ist gewachsene Sprache, gewachsene Eigensprache und daher Sprache von schöpferischem Wurf. Nach Luthers Aussage im Sendbrief vom Dolmetschen soll diese seine Bibelsprache „deutsches Deutsch“ im Unterschied etwa vom lateinischen Deutsch geben. Wir haben hier den Augenblick, wo vielleicht zum ersten Male in der deutschen Geschichte das Gefühl helllichtig wird, daß das Deutsche erst dann wirklich da ist, wenn es in einem ausgeprägt deutschen Eigenstil lebt. So erklärt sich Luthers berühmte Wendung, von der fraglich ist, wie oft man sie richtig versteht: „den(n) man mus nicht die buchstaben inn der lateinischen sprachen fragen, wie man sol Deutsch reden, wie diese esel thun, sondern man mus die mutter im hause, die kinder auff der gassen, den gemeinen mann auff dem markt drumb fragen und den selbigen auff das maul sehen, wie sie reden . . .“ Das will heißen: Die deutsche Sprache soll eine lebendige wurzelhafte Sprache und in diesem Sinne eine mundartliche Sprache sein, eine Sprache, die keine halbleeren Begriffsformeln bringt, sondern Anschauungen erweckt, bei höchster Höhe der Ansprüche eine wirklich volksdeutsche Sprache.

Luthers Bibelsprache hat bald ganz Deutschland beeinflusst. Aber sie hat mit ihrer wirklichen Eigenart, nämlich mit ihrer Eigenwüchsigkeit und Lebendigkeit kein neues Sprachleben erzeugen können, streng genommen nicht einmal bei Luther selbst. So bleibt es denn ein schmerzlicher Anblick, wenn wir sehen, wie das 16. Jahrhundert mit all seinen deutsch-mittelalterlichen Überlieferungen und all seinen volksdeutschen Möglichkeiten keinen Weg zu einem neuen Leben findet und nahezu in Saftstockung verkümmert. Es kam eine sehr merkwürdige Rettung, wenn man das eine Rettung nennen will. Man schuf sich einen Kunst-raum, in dem man für das Bauen die Regeln zu verwenden suchte, die in den romanischen Sprachwelten für eine künstliche Ordnung des Sprachlebens von oben her entworfen waren. Damit sind wir im 17. Jahrhundert.

Im Jahre 1641 ließ Justus Georg Schottelius, der in Einbeck geboren war und später in braunschweigischen Diensten stand, zum ersten Male seine „Teutsche Sprachkunst“ erscheinen. Was er gab, war selbstverständlich keine Sprachgeschichte, sondern Sprachlehre. Er wollte zeigen, daß sich auch die deutsche Sprache „reguliren“ lasse. Er wollte den Lesern „eine gewisse und grund-richtige Kündigkeit“ der deutschen Sprache vermitteln. Und in der Tat gilt für das 17. Jahrhundert und große Teile des 18. Jahrhunderts, daß das Sprechen nicht von der Literatur und die Literatur nicht von der Sprachlehre zu trennen ist.

Man sucht die Regel oder zum mindesten den rechten Gebrauch. Man bewegt sich daher beim Bilden von Sprache nur mittelbar in echten Erfahrungen. Die Sprache selbst ist der vorzüglichste Gegenstand, auf den sich das Sprechen richtet. Darin liegt aber, daß hier immer wieder die Literatur von der Literatur lebt, indem man sich mit den sprachlichen Leistungen der Italiener, der Franzosen, der Holländer und schließlich auch der Engländer in Wettbewerb stellt. Man wird von einem Sprachpatriotismus vorwärts getrieben, der die Vollkommenheit der eigenen Sprache rühmt und doch dauernd ein sprachliches Kunstleben in einem gesellschaftlichen Kunstraum aufbaut.

Wie fern uns auch diese Art des Sprechens erscheint, grade von unserer Gegenwart aus kann unser letztes Wort über die damaligen Bemühungen um die Sprache nicht ein Wort der Ablehnung sein. In dem abkürzenden Gedankengang eines Vortrags darf man die sprachliche Leistung jener Zeit dahin bestimmen, daß man im Streben nach einer vollkommenen Sprache auf sprachlichem Gebiete die deutsche Einheit geschaffen hat. All das was in der spätmittelalterlichen Predigersprache, in der spätmittelalterlichen Amtssprache und in der spätmittelalterlichen Übersetzungssprache im Ansatz und doch ohne rechte Wirkung da war, das wird hier mit einem Zugriff durchgeführt, der an den Zugriff des absoluten Staates erinnert. Während sich im deutschen Raume absoluter Kleinstaat neben absolutem Kleinstaat und damit Scheinnation neben Scheinnation bildet, gibt es auf sprachlichem Felde trotz aller Meinungsverschiedenheiten und Sonderungen nur ein einziges deutsches Sprachreich. Zwar ist das Deutsche dieser deutschen Sprache in eine absolute Sprachordnung eingeschnürt, sodaß es sich nur sehr bedingt in seiner Art bewegen kann. Aber wohin sollte sich das Sprechen in einer Zeit bewegen, in der es keine echte Wirklichkeit finden konnte? So hat denn die deutsche Sprache damals gelernt, auf einer Art sprachlichem Übungsplatz viele Gangarten und viele Stellungen zu erproben.

Es ist nicht zufällig, welche Sprachlandschaften damals die Entwicklung bestimmt haben. Mit dem Einsetz Martin Opitzens (etwa vom Jahre 1624 an) tritt das eigentliche Süddeutschland zurück, das in der Sprachentwicklung des Mittelalters führend gewesen war. Nur der Nürnberger Kreis hält sich, aber in Anlehnung an den mittleren Osten. Auf Jahrzehnte bestimmt ein Raum, den man etwa durch die Raumbegriffe Thüringen, Meißen, Schlesien, Ostpreußen, die Mark, Hamburg und schließlich auch Niedersachsen festlegen kann. Wenn man will, so handelt es sich um Gebiete, die literarisch verhältnismäßig unbelastet waren. Erst vom zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts an rücken

die Alemannen ein: Bodmer, Haller, Wieland. Aber Opitzianer sind sie nun in einem gewissen Ausmaß alle.

Die Strebungen und Leistungen sind natürlich auch in dieser Zeit verschieden. Und es geht nicht alles so bequem auf einen Nenner, wie es hier gesagt wird. Im Ganzen ist die Sprache des 17. Jahrhunderts aufgemachter und zugleich leidenschaftlicher als die Sprache des früheren 18. Jahrhunderts. Sie leistet mehr für das rednerische Durchproben dichterischer Mittel. Man denke nur etwa an Andreas Gryphius. Die Sprache des früheren 18. Jahrhunderts geht nicht nur auf einfachere Form. Sie bringt auch Form und Gedanke enger aneinander. Sie bereitet damit einen griffficheren Sachstil vor, was man nur zu leicht über ihrer vernünftelnden Enge vergißt. Ihre Hauptleistung zeigt sich im Prosaaufsatz, in der Abhandlung, in der Sprache der Prediger. Ich erinnere hier nur an den Philosophen Christian Wolff, einen gebürtigen Breslauer, und an den Ostpreußen Johann Christoph Gottsched, die man beide von dieser Art der Sprachwirkung her beurteilen sollte.

Was diese bewußte Sprachordnung für die Entwicklung der deutschen Sprache bedeutet hat, können uns besonders gut Sprachtalente des späteren 18. Jahrhunderts zeigen, die sich zwar von den allzu engen Fesseln dieses Kunstsprechens freigemacht haben, aber doch weitgehend mit seinen Sprachmitteln arbeiten. Ich nenne hier Gotthold Ephraim Lessing und Friedrich Schiller. Lessings Lebensauffassung liegt uns fern. Für einen großen Dichter hat er sich nie gehalten. Aber Lessing als Meister der Sprache darf nicht vergessen sein. Und in Schiller kommt die rednerische Fülle, an der das 17. Jahrhundert arbeitet, zu ihrer gegenständlichen und zugleich freien Wirkung.

Wir treten nunmehr zum zweiten Male in den Zeitraum ein, in dem uns beim Eingang unserer gemeinsamen Betrachtungen Johann Gottfried Herder (geb. 1744), Johann Gottlieb Fichte (geb. 1762) und Ernst Moritz Arndt (geb. 1769) begegnet waren. Natürlich wirkt der Sprachstil der vorausgehenden Zeit in diesen Zeitraum hinein. Aber das wirklich bewegte Sprachleben von den Tagen des Göttinger Hains bis etwa zu Goethes Tod hin ist dadurch gekennzeichnet, daß es sich der engen Regelung entwindet. Mit dem steigenden Sinn für Ursprüngliches und Selbständiges weitet sich der Blick für den Erfahrungszusammenhang der Geschichte. Dadurch tauchen neue oder neu gesehene Richtbilder in der Vergangenheit auf. Das Englische, das Griechische und schließlich das Altdeutsche werden zu solchen Spenderäumen, um nur einige Bezirke abzustechen. Diese Jahrzehnte,

die das Wirken Goethes umspannt, sind Jahrzehnte größter Spannungen und stärkster Anregungen. Und die Vorstellungswelt, die durch die Sprache ausgedrückt wird, ist geschichtlich gefüllter und wirklichkeitsnäher als in den vorausgehenden Jahrzehnten. Aber die Ursprünglichkeit und Sicherheit des Sprechens hat auf das Ganze gesehen bestimmte Grenzen, vor allem wenn man auf den Sprachgehalt achtet. Dafür schwebt man noch zu sehr in erdachten Halbwirklichkeiten. Die Schwierigkeit der Übergangslage, die sich in der Art der Erfolglosigkeit der Freiheitskriege spiegelt, mag ein Gedanke Friedrich Hölderlins andeuten, den er in einem Aufsatzentwurf niedergelegt hat, der offenbar der inneren Richtungslosigkeit der Zeit um 1800 entgegenwirken sollte. (Der Aufsatz steht unter der bezeichnenden Überschrift: „Der Gesichtspunkt, aus dem wir das Altertum anzusehen haben“). Hölderlin sagt da: „Wir träumen von Bildung, Frömmigkeit pp. und haben gar keine, sie ist angenommen — wir träumen von Originalität und Selbständigkeit, wir glauben lauter Neues zu sagen, und alles dies ist doch Reaktion, gleichsam eine milde Rache gegen die Knechtschaft, womit wir uns verhalten haben gegen das Altertum. Es scheint wirklich fast keine andere Wahl offen zu sein, als erdrückt zu werden von Angenommenem und Positivem, oder mit gewaltsamer Annäherung sich gegen alles Erlernte, Gegebene, Positive als lebendige Kraft entgegenzusetzen“. Die romantische Schwierigkeit dieser Gesamtepoche (auch ihr Klassizismus ist, wenn man so will, ein Stück Romantik) liegt daran, daß man nur in den Vorstößen Einzelner wie etwa in den Vorstößen Ernst Moritz Arndts und Heinrich von Kleists den deutschen geschichtlichen Boden fest unter die Füße bekommt.

In dieser an sich so fruchtbaren Zeit hat Goethe die deutsche Sprachentwicklung, soweit sie für ihn als Mensch seiner Generation erreichbar war, zusammengefaßt und durch seine schöpferische Sprachkraft vorwärts getrieben. In seiner Jugend teilt er den spielenden Sprachklängen der Zeit eine kräftigere Bewegung mit. In seinen Sturmjahren, zu denen der Götz gehört, läßt er in eine unmittelbare Sprechweise das Mundartliche einbrechen. Zugleich greift er auf älteres Sprachgut zurück, wenn auch nur auf Luthers Sprache und die Sprache des 16. Jahrhunderts. Durch den Fernblick auf das Griechische sucht er die Gesamtbildung auf Vorbildliches hinzulenken, wobei er sich freilich in den Darstellungsmitteln einer verhältnismäßig stark stilisierten Kunstwelt ausdrückt. In seinem so gegenständlich gerichteten Sprechen des Alters wird die gelehrte fachliche Ausdrucksweise der Amtssprache und Rechtssprache nachwirken. Vor allem aber spricht Goethe immer wieder grade in

seinen bewegtesten Bekundungen eine Sprache, die in eigenem Griff das unmittelbar Erfahrene ausprägt. In solchen Bekundungen wird seine Sprache zu einem ursprünglichen Sprechen, in dem die sprachlichen Möglichkeiten seines Daseins voll entwickelt sind. Goethe hat die sinnbildliche Kraft seines Schaffens, in dem Erfahrung und Sprache eine Einheit bilden, als alter Mann (im Jahre 1820) einmal so ausgedrückt: „Was von meinen Arbeiten durchaus, und so auch von den kleineren Gedichten gilt, ist, daß sie alle, durch mehr oder minder bedeutende Gelegenheit aufgeregt, im unmittelbaren Anschauen irgend eines Gegenstandes verfaßt worden, deshalb sie sich nicht gleichen, darin jedoch übereinkommen, daß bei besondern äußeren, oft gewöhnlichen Umständen, ein Allgemeines, Inneres, Höheres dem Dichter vorschwebte“<sup>1)</sup>. Als Ganzes hat Goethes Sprache eine verbindende Wirkung, da in ihr das Vorgoethische aufgehoben ist und das Nachgoethische einen Halt findet.

Man betritt fast Neuland, wenn man erfahren will, was denn etwa von den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts an bis zur Gegenwart hin auf den Feldern der Sprache geschehn ist. Mindestens bis in die 80er Jahre hinein wirken sehr stark Sprecharten nach, die in der so vielgestaltigen Zeit von 1770 bis 1830 ihre Entstehungsbedingungen hatten. Man darf außerdem sagen, daß sich das Deutsche während des 19. Jahrhunderts trotz der allgemeinen Schulpflicht in zunehmendem Maße fast ungehemmt hat entwickeln können. Die Sprachlehre des 18. Jahrhunderts wollte das Sprachleben nach festen Regeln ordnen. Diese allzu starre Sprachlehre wurde durch den Sinn für die Geschichtlichkeit des Lebens bei Seite gerückt. Aber sie hat dann keine Erneuerung durch eine Sprachlehre gefunden, in der aus einem geschichtlichen Verständnis der deutschen Sprache heraus ein eigentümlich deutsches Sprachleben gepflegt wurde.

In all dem deutet sich schon an, daß das Erwachen des geschichtlichen Sinnes im späteren 19. Jahrhundert nicht zu einer Wirklichkeitssprache von deutscher Eigenart geführt hat, wenn man auf das Ganze der Entwicklung sieht. Überhaupt ist das 19. Jahrhundert vom Standort echter geschichtlicher Erfahrung aus kein wirklichkeitsnahes Jahrhundert geworden, wenn man nicht bestimmte Stellen dieses Jahrhunderts ins Auge faßt. Gerade deshalb aber muß auch herausgehoben werden, daß es eine Fülle lebensmächtiger Sprache hat, deren Einflußmöglichkeit nicht abgeschlossen ist. Wenn man nach solchen Sprachleistungen sucht,

---

1) Über Goethes Harzreise im Winter. Einladungsschrift von Dr. Kannegießer, Rektor des Gymnasiums zu Prenzlau. Dezember 1820.

darf man freilich nicht bloß an das denken, was man die schöne Literatur nennt. Wenige Beispiele werden genügen, um vor einer solchen Verengung des Blickfeldes zu warnen. Man nehme etwa die Sprache Friedrich Rankes (geb. 1795), die noch bis zu einem gewissen Grade in den vorausgehenden Zeitraum gehört. Wieviel Gleichwertiges hat denn die zeitgenössische schöne Literatur seiner epischen Leistung an die Seite zu stellen? Ich erinnere ferner an die Sprache Helmut von Moltkes, an die Sprache Otto von Bismarcks und an die Sprache Heinrich Treitschkes. Doch wollen wir hier nicht um Beispiele rechten. Ich nenne daher nur noch den großen Erreger und Anreger Friedrich Nietzsche, der gegen ein zweihändiges epigonenhaftes Sprechen seine kühne Sprache des zwingenden Einfalls stellt. Einem solchen Sprechen wird freilich oft die ruhigere Kraft eines wirklichkeitsnahen Erfahrungsstiles fehlen.

Und nun gestatte man mir noch einige überfliegende Worte über die sprachlichen Spannungen, wie sie von den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts an bis in die Gegenwart bestanden haben. Ich beschränke mich hier ganz besonders auf einige vereinfachende Angaben. Was das heißt, sei ausdrücklich festgelegt. Diese Angaben sollen nicht durch eine Formel die Beobachtung des wirklichen Lebens verschließen. Sie sollen nur erleichtern, die Mannigfaltigkeit der vorhandenen Sprechweisen ahnen zu lassen. Sie sollen zugleich den Sprachwillen stärken. Die sprachliche Beobachtung dieser Zeit hat überdies ihre eigenen Schwierigkeiten. Denn im Ganzen gilt für das Sprachleben dieser Zeit, daß es sich noch stärker von aller Regelmäßigkeit frei macht als das Sprachleben der vorausgehenden Jahrzehnte.

Ich beginne mit bedenklichen Sprechweisen, die nichts von einer Verantwortung gegenüber dem deutschen Leben und der deutschen Geschichte spüren lassen. Da findet man formelhaft abstraktes Reden, das nur zu oft das unanschauliche Fremdwort sucht. Da findet man sprachliche Verkrampfungen und Eigensinnigkeiten, die fast zu Sondersprachen führen. Im sogenannten expressionistischen Sprechen hat dies Behandeln der Sprache bis zur Zersetzung des sprachlichen Gefüges fortschreiten können. In der gleichen Zeit haben wir aber auch viele Sprechweisen, die einen neuen Sprachsinn und ein neues Sprachkönnen anzeigen. Da gibt es eine bewußte Sprachpflege kunstgewerblicher Art, bei der freilich oft nicht ausbleibt, daß sie zum schönen Spiel zu werden droht. Da gibt es zugleich ein ursprüngliches Sprechen von mundartlicher Frische, das darzustellen sucht, was sich dem sinnhaften Erleben dargeboten hat. Gerade weil diese Zeit fast nichts von einem bindenden Stil hat,

überschneiden sich in ihr sehr verschiedene Sprechmöglichkeiten. Das Erstarrende und das Aufbrechende, das Späte und das Junge, das Abseitige und das Volkstümliche, all das ist mehr als sonst nebeneinander und ineinander gelagert. Wollte man Einzelnes heranziehen, so müßte man weit ausgreifen. Namen werden jedem auftauchen. Die Wirkung Friedrich Nietzsches, der ein unbestimmtes romantisches Erbe gesteigert hat, darf man bei dieser Sprachentwicklung nicht unterschätzen.

Wir stellen uns zum Schluß in unsere unmittelbarste Gegenwart. Das ist die Gegenwart des großen deutschen Umbruchs, der durch das Erlebnis des großen Krieges eingeleitet wurde. Die Erlebnismöglichkeiten des großen Krieges, der das deutsche Volk in einen gemeinsamen Daseinskampf stellte, mußten dem deutschen Sprechen überall dort eine neue Welt zuweisen, wo diese Erlebnismöglichkeiten von einem aufbauenden Sinne aufgenommen wurden. Denn durch diesen Krieg ist die Wirklichkeit des geschichtlichen Daseins für deutsche Augen in ihrer ganzen Dichte so unverschleiert wie noch nie hervorgetreten. Man hüte sich solches Erlebnis, wenn es sprachlich wird, mit dem flachen Allerweltsbegriff „Realismus“ abzutun und damit zu einer Stilmode zu verfälschen. Wir haben aus altererbter Anlage heraus das blutvolle Leben in seiner echten schicksalhaften Wirklichkeit erfahren. Als Menschen dieses hellen Geschichtsbewußtseins, das ein Volksbewußtsein ist, können wir nicht mehr unsere Sprache nach einem aufgelegten Muster künstlich modeln. Wir können uns ebensowenig von beliebigen äußeren Einflüssen bestimmen lassen. Die Spannweite deutschen Sprechens werden wir uns entsprechend unserer Art und unserer Geschichte erhalten. Aber wenn wir deutsches Volk gestalten wollen, so brauchen wir auch auf dem Felde des deutschen Sprechens eine innere Grundrichtung.

Diese Grundrichtung ist für das Sprechen einmal durch das Spracherbe gegeben, das sich in immer wieder durchbrechender Erneuerung aus der nordisch-germanischen Herkunft unserer Sprache herleitet. Wer dies germanische Erbe verleugnet, arbeitet gegen ein deutsches Eigenleben von gültiger Art. Diese Grundrichtung ist ferner durch den nationalsozialistischen Willen gegeben, der mit politischem Sinn aus den geschichtlich natürlichen Möglichkeiten heraus an einem deutschen Gesamtstil formt. Wir können noch gar nicht abschätzen, was für das deutsche Sprechen der Aufbruch des deutschen Volkes bedeutet. Aber wir müssen uns auch für die deutsche Sprache zu der Überzeugung hinwenden, daß nur da eine Sprache zu ihrer letzten und entscheidenden Möglichkeit kommt, wo sie als Ausdrucksform mit einem öffentlichen Gesamt-

Leben verbunden ist. Das ließe sich für eine indogermanische Vergangenheit leicht etwa an der Sprache der homerischen Epen und der griechischen Tragiker zeigen. Und die Geschichte der deutschen Sprache mit ihren Halbheiten und Notlösungen kann uns eine eindringliche Mahnung sein, welche Gefahren es bringt, wenn kein öffentliches Gesamtleben die Menschen eines Volkes von innen her zusammenschließt. Das deutsche Volk als politische Einheit und die deutsche Sprache, sie gehören in Zukunft untrennbar zusammen. Wir bestätigen uns das durch ein Wort Ernst Moritz Arndts aus dem Jahre 1813: „Nur ein ganzes Volk, nur ein ganzes großes Volk, immer im Gefühl, daß es ein glreiches und mächtiges Volk ist, nur ein ganzes Volk in dem wirklichen Besitz und in der wirklichen Übung eines lebendigen und freien politischen Lebens kann eine ganze Sprache haben“<sup>1)</sup>.

---

Sehr verehrte Gäste!  
Kollegen und Kommilitonen!

Als Universität sind wir hier zu einer Jahresfeier zusammengetreten. So wollen wir nicht auseinandergehn, ohne unsere Gedanken auf die Universität versammelt zu haben.

Wir haben zunächst die schmerzliche Pflicht, das Andenken derer aufzurufen, die der Tod seit der letzten Sesssitzung vom 21. Juni 1933 aus unseren Reihen weggeführt hat.

Es starb der erste und älteste unserer Ehrenbürger, Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg.

Von den Universitätslehrern starben: Der Professor der inneren Medizin Otto Damsch, geboren 1855, vom Jahre 1882 an in Göttingen tätig. Der Professor der Psychologie Georg Elias Müller, geboren im Jahre 1850, Kriegsfreiwilliger des Jahres 1870/71, Dozent in Göttingen 1876, nach kurzer Tätigkeit in Czernowitz seit 1881 Inhaber eines Göttinger Lehrstuhls. Der Professor der alttestamentlichen Theologie Alfred Rahlfs, geboren 1865, seit 1891 an unserer Universität, ein Schüler Paul de Lagardes. Der Dozent der inneren Medizin Gottfried Eismann, geboren 1900, seit 1930 in Göttingen. Der beauftragte Dozent Superintendent a. D. von Lüpke, geboren 1866, der Vorkämpfer für die volksechte Dorfkirche. Der beauftragte Dozent Bildhauer Josef Kemmerich, geboren 1868, der nach dem Kriege aus Belgien zu uns

---

1) Vgl. Paul Kluckhohn, Literaturhistorische Bibliothek Bd. 13, 1934, S. 150.

gekommen war und unser Gefallenendenkmal schuf. Der Assistent am physikalischen Institut Gerhard Bauer, geboren 1906.

Von den Studenten starben: Georg Knoch aus Coburg, der im Segelflug abstürzte; Werner Husmann aus Gronau, Hans Heinrich Behm aus Göttingen, Richard Staats aus Lehrte, Karl Heinrich Fischer aus Lichterfelde, Johannes Solbrig aus Plate, Haubold Frhr. von Schleinitz aus Merseburg, Fritz Meyer aus Magdeburg, Günter Schröder aus Essen, Joachim Saehndrich aus Hannover, Walter Wegner aus Ludwigslust.

Sie haben sich zur Ehre der Toten erhoben. Ich danke Ihnen dafür.

In dieser öffentlichen Sitzung wird man ein Wort darüber erwarten, durch welches Bild die Universität in ihrer Tagesarbeit bestimmt sein soll. Ich darf mit einigen Feststellungen beginnen, die uns selbstverständlich sein müssen.

Die Hochschule ist eine Anstalt der öffentlichen Erziehung. Sie hat junge deutsche Menschen für den Dienst im Leben, für den Dienst im Volke einsatzfähig zu machen. Ihre Erziehung gilt dem ganzen leibhaften Menschen. Aber der entscheidendste Erziehungsweg der deutschen Hochschule ist dadurch bestimmt, daß sich der Student in einem lebendigen Unterricht mit lebendiger Forschung berührt.

Der nationalsozialistische Staat hat damit begonnen, neue Richtlinien für ein Studium aufzustellen, das diesen Bedingungen genügt. Am 18. Januar 1935 sind die Richtlinien für das Studium der Rechtswissenschaft erschienen. Was diese Richtlinien grundsätzlich für die gesamte Universität bedeuten sollen, sagt am besten ein Satz ihrer Grundgedanken: „Im geistigen Ringen um neue Werte gibt es keinen besseren Kampfplatz als die Universität“.

Diese Richtlinien weisen den beiden ersten Semestern eine Grundschulung zu, in der der Student die völkischen Grundlagen seiner Wissenschaft zu gewinnen hat. Der Student soll durch diese Grundschulung in das volle geschichtliche und politische Leben seines Volkes und damit ganz allgemein in das volle geschichtliche Leben überhaupt hineingestellt werden.

Den Richtlinien für das Studium der Rechtswissenschaft sind am 2. Mai 1935 die Richtlinien für das Studium der Wirtschaftswissenschaft gefolgt. Diese Richtlinien bewirken, daß die jungen Volkswirte durch die gleiche Grundschulung hindurchgeführt werden wie die jungen Rechtsbesessenen. Das wird sich in Kürze bei dem Studium der Landwirtschaft wiederholen<sup>1)</sup>. Und so wird allmählich bei allen Sachgruppen der Uni-

1) Inzwischen geschehn durch die Richtlinien vom 18. Juni 1935.

versität eine verwandte Grundschulung eingefügt werden müssen. Das sollen dann nicht zwei politische Semester werden, die losgelöst vom Hauptstudium am Eingang des Studiums stehn. Es wird vielmehr für jedes Studium, soweit das möglich ist, der Lebensantrieb zu suchen sein, der es auf seine Aufgaben hinlenkt. Es scheint einzuleuchten, daß sich die Fächer, die dem Anschaulichen oder dem Lebendigen oder gar dem Geschichtlichen zugewandt sind, leichter auf eine verwandte Grundschulung beziehen lassen als die Fächer, die auf das Unlebendige jenseits der unmittelbaren Anschauung gerichtet sind. Immerhin muß und wird es gelingen, im Blick auf das Weltganze, wie es unserem geschichtlichen Auge gegeben ist, die verschiedenen Wissenschaften als verschiedenartige Versuche der Weltentdeckung zusammenzusehn.

Die Hochschule als innere und äußere Einheit gehören zusammen. So erinnern die Richtlinien zur Vereinheitlichung der Hochschulverwaltung vom 1. April 1935 erneut daran, daß die Universität als Forschungs- und Erziehungsanstalt ein einheitlicher Arbeitskörper sein soll. Darum werden die Fakultäten mit all ihrer fachwissenschaftlichen Arbeit in der Person ihres Dekans zusammengefaßt. Darum werden die Dekane als ein engerer Rat mit dem Rektor verbunden. Darum werden alle Hochschullehrer und Studenten in gleicher Weise der Universität eingeordnet. Es soll sich das gesamte Hochschulleben in all seinen Erziehungsmöglichkeiten auf das Ziel der Hochschule hin zusammenschließen, gleichgültig ob es sich um die Arbeit in der Leibeserziehung, um die politische Außenarbeit, um die Arbeit in der bündischen Kameradschaft der Studenten, um die Arbeit in den studentischen Fachschaften, um die Arbeit im Hörsaal, um die Arbeit im Seminar und im Praktikum oder endlich um die Arbeit in der Forschungsgruppe handelt.

Eine solche Hochschule ist ganz selbstverständlich in neuer Weise mit dem staatlichen Leben verbunden. Das drückt sich am sichtbarsten darin aus, daß alle entscheidenden Ämter der Hochschule unmittelbar oder mittelbar vom Reichswissenschaftsminister besetzt werden und daß daher die Amtsträger vom Vertrauen des Reichswissenschaftsministers getragen sein müssen. Damit ist zugleich festgelegt, daß bei der Besetzung der eigentlich politischen Ämter die nationalsozialistische Bewegung entscheidend mitwirkt.

Daß Richtlinien nicht eine neue Hochschule schaffen, darüber war sich niemand klarer als diejenigen, die diese Richtlinien gezogen haben. Richtlinien sind noch keine neue Hochschulsatzung. Aber wer diese Richtlinien so interpretiert, wie sie gemeint sind, der hat allerdings eine neue Satzung in der Hand. So bleibt es mit Recht der einzelnen Hochschule überlassen, mit Hilfe der Richtlinien das neue Hochschulleben zu entwickeln.

Die Göttinger Universität arbeitet für das deutsche Gesamtleben. Sie sucht zugleich um dieser Arbeit willen dauernd Fühlung mit den Menschen der deutschen Gebiete, denen sie als Universität zugeteilt ist. Kann sie doch an der Arbeit dieser Menschen besonders gut die Wirklichkeit des täglichen Lebenskampfes erfahren. Und wie sie möchte, daß sich ihre Schüler zu ihr bekennen, so ist sie dankbar, wenn sich in den ihr zugehörigen Gebieten und Gauen Menschen jedweder Arbeit zu ihr stellen, sei es daß sie Hilfe und Rat fordern oder Hilfe und Rat bieten.

Die Universität hat an diesem Jahrestage das Glück zwei Männer dieser ihr besonders zugehörigen Landschaften zu ehren. Es sind zwei Männer, die sich aus ihrem arbeitsreichen Leben heraus in außerordentlicher Weise mit der Universität verbunden haben. Die Universität bietet ihnen die einzige Anerkennung, die sie als Universität zu geben hat. Sie fordert diese Männer auf, ihr dauernd als Ehrenmitglieder anzugehören.

Die Universität wendet sich zunächst an ihren alten Universitätsrat Otto Wolff, den sie zu ihrer Freude heute hier begrüßen kann. Seine Gestalt ist dem Göttinger Leben so vertraut, daß ich nur die Urkunde bekannt zu geben habe, die die Universität unter dem heutigen Tage hat ausstellen lassen:

„Die Georg-August-Universität zu Göttingen  
ernennt in aufrichtiger Dankbarkeit  
den

Geheimen Justizrat Dr. jur. h. c. Otto Wolff  
geboren am 2. September 1858 in Göttingen  
zum Ehrenmitglied der Universität.

Sie erneuert damit ihre Verbundenheit mit dem Manne, der wie sein Vater die Universität durch lange Zeit als treuer Wahrer des Rechts und der Sitte mit seinem klugen selbstlosen Rate unterstützt und durch seine gütige Teilnahme gefördert hat, der stets unermüdblich bereit war, auch außerhalb des Dienstes allen Gliedern der Universität aus seiner reichen Erfahrung mit sicherem Urteil zu helfen.“

Die Universität wendet sich sodann an den Verlagsbuchhändler Heinrich Stalling aus Oldenburg, dem eine Kur nicht gestattet, heute bei uns zu sein. Was der Stalling-Verlag gerade für die Nachkriegszeit bedeutet hat und bedeutet, dafür brauche ich nur an wenige Veröffentlichungen zu erinnern: an die „Schlachten des Weltkrieges“, an die „Erinnerungsblätter deutscher Regimenter“, an die „Schriften an die Nation“ und, um wenigstens einen Schriftstellernamen zu nennen, an das Schaffen Werner Beumelburgs. Und gerade wir in Göttingen werden

nicht den „Niedersachsen Atlas“ vergessen. Die Universität im Besonderen weiß, daß ihr Universitätsbund auf den Oldenburger Stalling stets rechnen kann. Die Urkunde des heutigen Tages lautet:

„Die Georg-August-Universität zu Göttingen  
ernennt aus dem Wunsche zu dauernder Verbundenheit  
den Verlagsbuchhändler  
Geheimrat Dr. med. h. c. Heinrich Stalling  
geboren am 5. Juli 1865 in Oldenburg  
zu ihrem Ehrenmitglied.

Sie ehrt in ihm den wegweisenden Verleger, der das deutsche Front-  
erlebnis des Weltkrieges zur epischen Wirkung gebracht hat, unermüdlich  
für die Stärkung deutschen Sinnes arbeitet und opferwillig der Erforschung  
Niedersachsens sein Haus öffnet. Sie ehrt in ihm den treuen Freund der  
Göttinger Universität, dessen Hilfe unvergessen bleibt.“

---

Meine sehr verehrten Freunde der Universität!  
Hochschullehrer und Studenten!

Unser aller Leben ist vor die volksdeutsche Aufgabe gestellt. Ein  
Blick auf die Wandlungen und Notlösungen unserer Geschichte sollte uns  
in dieser Feierstunde unseres Jahrestages die Größe dieser Aufgabe zeigen.  
Die Richtlinien neuer Universitätsarbeit sollten uns andeuten, wie diese  
Aufgabe auf unserem Berufsfelde Ansprüche anmeldet, von deren Er-  
füllung die Zukunft der Universität abhängt. Wir wissen, daß wir keinen  
leichten Weg vor uns haben. Den Deutschen wird nichts geschenkt. Aber  
wir schreiten hinter einem Führer, der Ziel und Richtung des Weges  
aus unmittelbarem Gefühl bestimmt.

Wir bekennen uns zur politischen Lebenseinheit des  
deutschen Volkes, für deren Gestaltung wir arbeiten. Wir  
bekennen uns zur Bewegung des Nationalsozialismus,  
in der sich die deutsche Geschichte vollzieht. Wir bekennen  
uns zum deutschen Reiche, in dem sich die staatliche Lebens-  
ordnung des deutschen Volkes verwirklicht. Wir bekennen  
uns zu Adolf Hitler, dem Führer des deutschen Volkes, der  
unserem Streben Eindeutigkeit und Sicherheit gibt.

Lassen Sie dies unser Bekenntnis in einem dreifachen Heil be-  
kräftigen. Ich bitte Sie daher, sich zu erheben und mit mir zu rufen:

Das deutsche Volk und sein Führer  
Sieg=heil! Sieg=heil! Sieg=heil!

---